

## HAUS DER SCHRECKEN

Es war Sonntagabend, etwa eine Stunde nach dem »Schlafengehen«, also elf Uhr. Ich lag hellwach auf meiner Pritsche und war fest entschlossen, meine Nerven und meine Gesundheit noch mehr zu ruinieren, als »die« es taten. Mit Stolz konnte ich feststellen, dass es mir angesichts der Tatsache, dass ich erst acht Tage im Gefängnis saß, schon ganz gut gelungen war. Ich war ein Nervenbündel und bot einen erschreckenden Anblick – was mich zutiefst befriedigte. Der Tag hatte besonders dazu beigetragen: Es hatte sich nichts ereignet, ich konnte mich ausgiebig in meiner Fantasie beschäftigen.

Alle Gefängnisse, die ich im Laufe der Zeit kennenlernte, waren wegen ihrer unheimlichen Ruhe berühmt, aber noch stiller, grauenhaft still verliefen die Sonntage. Ein Sonntag im Kerker war wie ein stehendes Gewässer: trüb, stinkend, unbewegt – doch tief und drohend. Gewöhnlich ereignete sich nichts, es fanden keine Verhöre statt, keine Tür wurde geöffnet oder geschlossen. Die Stunden von einer Mahlzeit bis zur nächsten zogen sich endlos hin. Nie ist sich der Gefangene der Sinnlosigkeit seiner Existenz mehr bewusst, nie empfindet er deutlicher den Ablauf der Zeit, in der die Außenwelt weiterlebt, während er selbst lebendig begraben ist.

Ich hatte den Tag damit verbracht, an die traurigsten Dinge zu denken, die ich nur finden konnte – warum ich hier war, wie alt ich sein würde, wenn ich die mir gestern versprochene fünfundzwanzigjährige Zuchthausstrafe abgesessen hätte, wie wohl meine Kinder dann aussehen würden, und andere so »erfreuliche« Dinge. Um mich herum war meine graue, hässliche Behausung – die trostlose Zelle mit dicken, grauen Mauern, einem Zementboden und der einförmig grauen Einrichtung: Tisch und Hocker aus schwerem Holz und mit Eisen an der Wand befestigt, damit man sie nicht als Waffen benutzen konnte, die eiserne Pritsche, ebenfalls sicher verankert, und der schwere Kübel in der Ecke. In dieser Zelle saß »Rase« – eine Kreuzung zwischen Ratte und Hase, so grau, so hässlich und armselig wie sein Bau – ich oder das, was von mir noch übrig war.

Im Geist sah ich gerade meinen Mann die Flasche für das Baby wärmen, als der Schlüssel ins Schloss meiner Zellentür geschoben wurde. In den folgenden Jahren begann ich schon bei diesem Geräusch zu zittern, mein Herz schlug schneller, mir wurde übel, kurz, ich hatte Angst.

Was konnte es sein? In meiner Naivität glaubte ich noch, Sonntagnacht nicht verhört zu werden. Eine Ewigkeit verging, bis der Schlüssel sich zweimal gedreht hatte, der eiserne Riegel zurückgeschoben war, die schwere Tür sich geräuschlos öffnete.

»Bitte, meine Dame, wollen Sie baden?« Der große, verschlossene Wärter aus Schlesien, den ich von nun an »Bademeister« nannte, stand an der Tür, hinter ihm bemerkte ich »Zille«, einen typischen Berliner Jungen, dem die Spottlust aus den Augen funkelte.

Baden? Fast hätte ich gelacht; in dieser Umgebung klang das so komisch, als verkündete der Hausdiener eines Hotels würdig: »Gnädige Frau, Ihr Bad ist bereit.« Aber ich hatte mich schnell wieder in der Gewalt. Wie konnte ich hier lachen, im »Haus der Schrecken«, wie ich meinen augenblicklichen Wohnsitz nannte. Auf diesen klugen Einfall war ich sehr stolz, denn er erwies sich als eine meiner stärksten Waffen gegen mich selbst, eine unerschöpfliche Quelle der Selbstbemitleidung und Selbstzerstörung. Auch diesmal funktionierte es. Was konnte er damit meinen – irgendeine Teufelstortur? Tränen stiegen mir in die Augen. »Baden, jetzt? Es ist doch mitten in der Nacht.« Meine Stimme klang tonlos, fast unhörbar. Wer hatte denn je so gelitten . . .

»Es ist spät, ich weiß«, sagte der Bademeister, »aber das Wasser wurde nicht eher heiß.«

»Das also ist's, kochendes Wasser«, sagte ich mir. Zu jedem Opfer bereit, stellte ich meine bloßen Füße auf den Steinboden und wickelte die kratzende, schmutzig-graue Decke um meinen nur mit Büstenhalter und Höschen bekleideten Körper.

»Klopfen Sie, wenn Sie fertig sind.« Bademeister und Zille zogen sich diskret zurück.

Hastig, mit zitternden Händen, zog ich Bluse und Rock an, schlüpfte in meine Schuhe, klopfte schüchtern und folgte meinen Schlächtern zum Schlachthaus. Mit Genugtuung stellte ich fest, dass mir vom Liegen auf der harten und kalten Pritsche jeder Knochen im Körper wehtat.

Außer den schweren Schritten meiner Wächter und dem leisen Quietschen meiner Sandalen war kein Laut zu hören. An wieviel grauen Türen ging ich vorbei? Ich

versuchte, sie zu zählen, gab es aber auf. Steile Stufen führten in einen riesigen Keller hinunter; plötzlich fielen mir die Folterszenen aus Köstlers »Sonnenfinsternis« ein. Hätte ich doch nur das Buch nicht gerade vor meiner Verhaftung gelesen! Es gibt keine bessere Waffe gegen sich selbst als Angst.

»Hier, bitte. In diesem Raum können Sie sich ausziehen und Ihre Kleider aufhängen, dann kommen Sie hierher unter die Dusche.« Bademeister fummelte an den Hähnen herum. Eine richtige Dusche! Sprachlos und staunend sah ich ihm von meinem Umkleideraum aus zu; es gab keine Tür, die ich hätte schließen können.

»Sie müssen sich schon ausziehen, wenn Sie duschen wollen«, sagte er, »oder wollen Sie sich mit den Kleidern waschen?«

»Ich warte darauf, dass Sie 'rausgehen«, sagte ich leicht beleidigt.

»Wir müssen hier drinbleiben; das ist Dienstvorschrift. Sie müssen uns schon mit in Kauf nehmen.«

»Ja, selbstverständlich, das begreife ich.« Zu diesem Zeitpunkt konnte mich bereits so etwas nicht mehr schockieren. Ich zog meine vier Plünnen aus und suchte unter der Dusche Deckung. Die Berührung mit der Luft verursachte mir ein Gefühl völliger Blöße, während das Wasser mir einen gewissen Schutz zu bieten schien.

Bademeister drehte mir den Rücken zu und beschäftigte sich noch immer mit verschiedenen Wasserhähnen. Zille füllte die Tür und bemühte sich, an mir vorbeizuschauen und mich dennoch zu sehen.

»Ist das Wasser richtig?« fragte Bademeister.

»Ja, danke, genau richtig.«

»Nicht zu heiß?«

»Nein, danke, genau richtig.«

»Wollen Sie es noch ein bisschen wärmer?«

»Nein, danke, es ist genau richtig.«

Armer Bademeister; er drehte seinen Kopf halb nach rechts, halb nach links, aber wagte nicht, sich ganz herumzudrehen. Es war – wie konnte es auch anders sein – Zille, der als erster seine Sprache wiederfand. Er lockerte seine Haltung, stellte sich breitbeinig hin, steckte die Hände in die Hosentaschen, warf den Kopf zurück, und sein Gesicht entspannte sich in einem breiten Lächeln.

»Sind Sie aber braun! Sie sehen aus, als hätten Sie weiße Hosen an.«

»Ich komme gerade von der Riviera«, sagte ich weinerlich.

Bademeister konnte es nicht länger aushalten. Er drehte sich um, zündete sich eine Zigarette an und begutachtete mich ebenfalls offen. »Tut das warme Wasser nicht gut? Lassen Sie sich nur reichlich Zeit, und waschen Sie sich ordentlich. Weiß Gott, wann Sie wieder eine Gelegenheit dazu haben werden.«

Ich gehorchte. Mit dem Rest der Seife wusch ich mein Haar, wobei ich mit Schrecken bemerkte, dass es mir büschelweise ausfiel, beendete aber folgsam die Prozedur, trocknete mich an einem rauen Fetzen ab und folgte meinen Bewachern zurück zur Zelle 7.

Das war der Beginn meiner Karriere als Nackttänzerin vor ungebetenem Publikum. Ich gewöhnte mich so daran, dass ich mich später, wenn ich mir diese harmlose Szene in Erinnerung rief, fragte, warum ich auch nur eine Sekunde lang gezögert hatte, mich auszuziehen. Neben all den wichtigen Dingen, die mich bedrückten, war dieser Vorfall völlig bedeutungslos. Ich betrachtete

mich schon nicht mehr als Mensch, geschweige denn als Frau; und meine Gefängniswärter waren für mich keine Männer. Ich hatte jedoch vergessen, dass die Welt noch stand und das Leben um mich herum weiterging. dass ich die Realität nicht mehr begriff, bedeutete nicht, dass auch die anderen sie nicht mehr verstanden. Das machte mir »Kümmel«, mein Untersuchungsrichter, schon in Kürze klar. Meine Lage änderte sich bald, und die folgenden Ereignisse gaben mir Zeit und Gelegenheit, mich wehmütig dieser kurzen Periode menschlicher Behandlung und eines gewissen äußerlichen Komforts zu erinnern.

Zu dieser Zeit wusste ich jedoch noch nicht, dass Schrecken, Angst und seelische Qualen keineswegs objektive Fakten, sondern lediglich Schöpfungen der eigenen Vorstellungskraft sind. Sie waren mir nicht durch Einwirkung von außen oder durch meine Lage aufgezwungen; sie lebten in mir, geboren aus der Schwäche meines Herzens. Schlug man mich, so tat es weh. Das war eine Tatsache, eine physische Tatsache. Es gab auch noch andere physische Tatsachen, andere Qualen. Aber alles andere entsprang meiner Einstellung, meiner Willenskraft, meiner Einbildung. Ich allein steuerte die Reaktion meiner Nerven, die Eindrücke, die äußere Umstände auf mich machten, die Wirkung dieser Eindrücke auf mein ganzes Wesen – und auf meine Handlungen. Ich brauchte mich von dem Unbekannten nicht erschüttern zu lassen, ich brauchte kein Grauen zu sehen, wo keine Grausamkeiten begangen wurden, ich brauchte nicht zusammenzubrechen, wenn ich es nicht wollte. Ich wollte es, weil ich damals noch glaubte, es sei schwerer, ein Held zu sein als ein Schwächling; weil ich noch glaubte, als Feigling mein jämmerliches Leben retten zu können.

Mein jämmerliches Leben, was war es wert? Meine Gedanken gingen zurück zu dem, was vorher war, was ich verloren hatte. Ich erinnerte mich meiner beiden Kinder, erhitzt und übermüdet im Auto von Genf nach Deutschland; ich sah sie zum letzten Mal in Augsburg. Beide weinten, als mein Mann mich an die Bahn brachte.

»Sei vorsichtig«, hatte Bob auf dem Bahnhof gesagt. »Du wirst doch nichts Unüberlegtes unternehmen? Du begibst dich nicht in Gefahr, oder?«

»Mach dir keine Sorgen«, hatte ich geantwortet. Mir war schlecht vor Angst. »Es wird gar nichts geschehen.« Die Stimmung war deprimierend; wir sprachen uns gegenseitig Mut zu.

Dann kam der Flughafen Tempelhof, Berlin, das Brandenburger Tor. Das war am 26. August 1950, einem heißen, drückenden Tag. Ein Jahr zuvor waren drei Amerikaner verschwunden, einer nach dem anderen. Sie standen mir sehr nahe: Noel und Herta Field hatten mich als siebzehnjährigen Flüchtling aus Spanien aufgenommen, als meine Eltern heimat- und mittellos und nicht in der Lage waren, für mich zu sorgen. Die Fields hatten mir in der Schweiz ein Heim gegeben, eine Schulausbildung ermöglicht – und mir ihre bedingungslose Freundschaft geboten. 1949 verschwanden sie und Noels Bruder Hermann auf rätselhafte Weise in Prag und Warschau. Trotz aller Fahndungen war nicht die geringste Spur zu finden.

Erst nachdem sämtliche anderen Bemühungen gescheitert waren, entschloss ich mich zu einem letzten Versuch. Im Juni 1950 rief ich einen ehemaligen Kollegen, Leo Bauer, an, der zu dieser Zeit ein hoher kommunistischer Funktionär in Ost-Berlin war. Er hatte die Fields gekannt und war durch seine Position und wegen

seines persönlichen Interesses gewiss in der Lage, mir bei der Suche zu helfen. Ich schlug ihm am Telefon vor, dass wir uns in Westdeutschland treffen sollten. Als Antwort erhielt ich einen Brief, der mich leider erst im August erreichte. Er schrieb, dass er mich nicht im Westen besuchen könne, und riet mir dringend, nach Berlin zu kommen. Der Brief machte mir etwas Sorgen, ich erwog sogar die Möglichkeit einer Falle, verwarf den Gedanken aber sofort als feige. Ohne den Kontakt und meine Absichten zu erwähnen, beantragte ich beim amerikanischen Konsulat in Genf eine Einreiseerlaubnis nach Westdeutschland. Der Vizekonsul riet mir strikt davon ab und verweigerte mir schließlich kurz und bündig im Interesse meiner Sicherheit die Genehmigung. Ich benahm mich mit meiner mir eigenen Arroganz, machte einige verächtliche Bemerkungen und blieb dickköpfig. Nach langem Hin und Her erbot er sich, vom State Department die Erlaubnis einzuholen, mich in besonderem Auftrag unter amerikanischem Schutz nach Deutschland zu schicken. Schließlich war man in Washington an Nachrichten über verschwundene amerikanische Staatsbürger interessiert. Aber das passte mir gar nicht. Ich gab vor, mir den Vorschlag überlegen zu wollen, eilte heim und packte meinen Koffer. »Ich gehe nicht als amerikanischer Agent«, erklärte ich Bob. »Hilf mir 'rüber, ehe sie mich aufhalten können.«

Nun war ich in Berlin, allein und bange. Damit die Reise nicht ganz umsonst war, war ich zu jedem Verzweiflungsschritt entschlossen. Bob und ich hatten ja deshalb unsere letzten Pfennige zusammengekratzt. Wie hätte ich es vor ihm oder mir selbst verantworten können,

wenn ich das Geld sinnlos hinausgeworfen hätte? Als ich Leo in seinem Büro im Westsektor nicht erreichen konnte, geriet ich in Panikstimmung. Ich rief jede Nummer an, die mir einfiel, aber es war mittlerweile Samstagmittag, und alles war geschlossen. In äußerster Verzweiflung rief ich einen anderen hohen Funktionär im Osten an. Ich erwischte nur seine Frau. »Bruno ist für ein paar Tage weggefahren«, sagte sie. »Ich habe keine Ahnung, wo du Leo erreichen kannst. Geh zum Parteivorstand.« Was sie mir nicht sagte, war die ihr bekannte Tatsache, dass sowohl ihr Mann als auch Leo Bauer und mehrere andere alte Bekannte bereits im Gefängnis saßen.

Es erforderte viel Mut – und noch mehr Dummheit –, mich dazu durchzuringen, in den Osten zu gehen. Das Bett im Hotelzimmer war so verlockend; ich zitterte vor Angst, war nach einer schlaflosen Nacht im Zug übermüdet und konnte vor Nervosität nichts essen. Ich musste mich dazu zwingen, mich nicht hinzulegen, die Decke über den Kopf zu ziehen und meine »Mission« zu vergessen. Ich wusch mein Gesicht, schloss meine Papiere und mein gesamtes Geld bis auf etwas Kleingeld in den Schrank und befand mich bald östlich des Brandenburger Tors.

Nachdem ich mich im Hauptquartier der SED peinlich genau angemeldet hatte, gelang es mir, dank großer Überredungskunst, durch die verschiedenen Sicherheitskordons ins innerste Heiligtum eines Riesenpartei-kongresses vorzudringen. Das Herauskommen sah etwas anders aus. Als ich die Schritte hinter mir hörte, drehte ich mich nicht einmal um. Eine Hand auf meiner Schulter hielt mich fest. »Kriminalpolizei. Bitte kommen Sie mit um die Ecke.«

Das hatte ich gut organisiert; ich war genau in die Höhle des Löwen geraten. Man hatte auf mich gewartet und rieb sich die Hände. Als die schwere Eisentür der Zelle 7 des Gefängnisses in der Schumannstraße hinter mir verschlossen und verriegelt war, wusste ich, dass alles verloren war . . .

»Ich dachte, Sie seien tot.« Dackel, ein kleiner, krummbeiniger Schließer mit sanften Hundeaugen, stand in meiner Zelle – was strengstens verboten war – und schaute mitleidig auf mich herab. Er hätte mich zehn Minuten lang durch den Spion beobachtet, sagte er, und ich hätte mit weit offenen, starren Augen dagelegen, ohne mich zu bewegen. Ich erklärte ihm, dass ich einfach nicht schlafen könne und dass man mich ja sowieso in wenigen Minuten zum Verhör holen würde.

»Ja, am Anfang ist es schwer«, sagte er, »das weiß ich. Ich war achtzehn Jahre alt, als die Nazis mich zum Alexanderplatz brachten. Ich war noch keine fünf Minuten drin, da hatten sie mich schon grün und blau geschlagen, ich konnte nicht mehr aus den Augen schauen. Dabei wusste ich nicht einmal, um was es ging; ich hatte nichts getan. Das möchte ich nie wieder erleben. Dabei habe ich nur drei Jahre gesessen. Mein Kamerad draußen, der hat es acht Jahre mitgemacht und hatte noch eine Frau und drei kleine Kinder zu Hause . . . Haben Sie Kinder?«

»Ja, zwei.« Schon wieder flossen die Tränen.

»Das ist schlimm, ich kann's mir denken; ich habe jetzt selbst ein Kind. Aber lassen Sie den Kopf nicht hängen, es wird schon alles gut werden.«

»Sie wissen ja gar nicht, wie man mich bei den Verhören behandelt; es wird immer schlimmer. Sie und Ihre

Kameraden sind anständig und menschlich, aber die Untersuchungsrichter . . . «

»Man wird Sie nicht anrühren, glauben Sie mir. Man hat nicht das Recht, Sie zu schlagen. Denken Sie daran. Sie können die Aussage verweigern, wenn man mit solchen Methoden anfängt. Die Zeiten sind vorbei. Wir haben schließlich Gesetze. Verlieren Sie nur nicht den Mut.«

Es klang alles sehr hoffnungsvoll, und ich begann, mich ein wenig besser zu fühlen. Im Gespräch erfuhr ich, dass dieses Gefängnis nur für besondere politische Fälle bestimmt und ziemlich leer war. Dackel gab mir sein Ehrenwort, dass sich unter den Insassen keine Amerikaner befanden. Ich lebte in ständiger Angst, mein Mann könnte mir folgen und ebenfalls hier landen. Als in der Zelle über mir, die bei meiner Ankunft unbelegt war, ein Mann eingeliefert wurde, glaubte ich, Bobs Schritte zu erkennen. Dackel befreite mich, zumindest für ein oder zwei Tage, von dieser Furcht. Noch eine wichtige Frage lag mir auf der Seele, und ich beschloss, ihn damit zu überraschen:

»Sagen Sie, ist eigentlich immer ein Russe bei den Verhören anwesend?«

Er war sichtlich verlegen. Das hier war ein deutsches Gefängnis, eines der ersten, die der Herrschaft des Staatssicherheitsdienstes in der neugegründeten DDR unterstanden. Jegliche russische Einmischung wurde offensichtlich äußerst geheim gehalten.

»Hm, nein, die Russen sind nur in ganz wichtigen Fällen anwesend, an denen sie speziell interessiert sind«, sagte Dackel.

Das genügte, um mich wieder in völlige Verzweiflung zu stürzen. »Ganz wichtige Fälle, spezielles Interesse der Russen«, was konnte schlimmer sein? Vom ersten Verhör an hatte außer den beiden deutschen Untersuchungsrichtern ein Russe am Tisch gesessen, ein etwas rundlicher, sehr gepflegter und tadellos gekleideter Intellektueller mit goldumrandeter Brille. Er hatte nie ein Wort gesprochen; mit seinen deutschen Kollegen verständigte er sich schriftlich auf kleinen Zettelchen, die hin und her geschoben wurden. Er beobachtete mich sehr genau und verstand offenbar alles. Dennoch war mir vom ersten Moment an klar, dass er ein Russe war.

Am anderen Ende des Ganges hörte man das Geräusch einer Tür. Dackel flüsterte »gute Nacht«, verschwand und schloss und verriegelte geräuschlos meine Zellentür. Zwei Minuten später wurde ich zum Verhör gerufen. Als ich um fünf Uhr morgens zurückgebracht wurde, war von den Hoffnungsfunken, die Dackels Worte entfacht hatten, nichts mehr vorhanden.

Ich fror jämmerlich. Jeden Morgen um sechs Uhr wusch ich mich von Kopf bis Fuß mit kaltem Wasser, das man mir in die Zelle brachte. Brille, ein gutmütiger alter Berliner, hatte mir das aus seiner langjährigen Erfahrung als Gefangener im Dritten Reich geraten: »Sauberkeit ist das Wichtigste in der Haft, sowohl für die Gesundheit wie für die Moral.« Nach dem Waschen machte ich einige lahme Bewegungen, um meine schmerzenden Glieder zu entkrampfen. Der warme Muckefuck im Blechnapf besorgte den Rest: Ich fühlte mich erfrischt, durchwärmt und wohl genug, mein tägliches Pensum an Selbstquälerei zu beginnen. Liegen und Schlafen war zwischen sechs

Uhr morgens und zehn Uhr abends verboten. Darum saß ich sechzehn Stunden lang auf meinem kleinen Holz-schemel – nur das Mittagessen, das ich nicht anrührte, und das Abendbrot, von dem ich nur die braune Brü-he trank, unterbrachen diese Eintönigkeit – und zwang mich, an alles zu denken, was meine Tränendrüsen reizen konnte. Es war gar nicht schwer. In kürzester Zeit waren Beine und Füße in den Riesenpantoffeln zu Eisblöcken erstarrt, der Rücken schmerzte unerträglich, und in den Schläfen hämmerte es wie wild; ich zitterte.

»Ist Ihnen wirklich so kalt?« fragte Bademeister. Er hatte mich anscheinend durch den Spion beobachtet und war in die Zelle getreten. »Warum gehen Sie nicht ein bisschen in der Zelle auf und ab, dann wird Ihnen schon wärmer.«

»Ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

»Mein Rücken tut zu weh.« Ich sprach immer so leise, dass die meisten Wächter mich nicht verstehen konnten und ich alles wiederholen musste.

Bademeister schaute mich völlig verständnislos an und schüttelte den Kopf. Einen solchen Jammerlappen hatte er noch nie gesehen. »Ich habe Ihnen doch neulich mit den Latschen auch warme Unterwäsche gebracht. Warum ziehen Sie sie denn nicht an, wenn Sie frieren?«

»Ich ziehe sie ja an, nachts«, sagte ich und hätte gerne hinzugefügt, dass ich allerdings wenig Gelegenheit dazu hatte.

Ich hatte mich über die Kleidungsstücke so gefreut. »Hier, das können Sie als Pyjama anziehen«, hatte er gesagt, »damit Sie nicht in Ihrem dünnen Unterzeug zu schlafen brauchen. Es ist zwar keine Reizwäsche, aber

praktisch und warm.« Die Garnitur bestand aus langen, grauen Baumwollunterhosen und einem dazugehörigen langärmeligen Unterhemd. Sie waren zweifellos für einen Riesen mit einem Bierbauch bestimmt. Ich war begeistert. Der Schlafanzug schützte meine zarte Haut vor der kratzenden Decke und Matratze, ich konnte sogar die Füße in ihm einwickeln. Jeden Morgen faltete ich ihn sorgfältig zusammen und schlüpfte in meine eigene, kümmerliche Sommerkluft. Nie wäre mir der Gedanke gekommen, dass man am Tage tragen könnte, was man nachts angehabt hatte.

»Eine großartige Idee«, sagte ich begeistert, »ach, aber es geht ja nicht; die Hosen sind viel zu weit, sie würden 'runterrutschen.« Der kleine Hoffnungsschimmer auf ein besseres Leben war schon wieder verschwunden.

»Na, da muss sich doch was machen lassen. Zeigen Sie mal her. Das ist doch ganz einfach, egal, wie's aussieht.« Er zog das kleine Bändchen auf der Rückseite der Hose heraus und band sie damit vorne zusammen. »Großer Gott, wie kann man nur so hilflos sein!« Er ging kopfschüttelnd aus der Zelle.

Ich zog meine neue Uniform sofort an. Die langen grauen Hosen schleppten auf dem Fußboden; ich kramelte sie aber nicht auf, denn sie sollten ja die Füße warmhalten. Darüber kam der hellgraue, enge Kostümrock mit dem Seitenschlitz. Das graue Unterhemd musste ich wegen seiner enormen Weite über die Seidenbluse ziehen, und es ging bis an die Knie herab. Über alles zog ich meine kurze Kostümjacke, so dass ich nun sozusagen vierstufig dastand. Meine langen, glatten Haarsträhnen, die von der braunen Waschseife zusammenpappten, hatte ich der Einfachheit halber in einem Rattenschwanz zu-

sammengebunden; ich konnte mich nur einmal am Tag kämmen. Als ich zum ersten und letzten Mal in Dackels Taschenspiegel schauen durfte, kamen mir vor Schreck und Selbstmitleid gleich wieder die Tränen: Ich sah ein schmales, graues Gesicht mit tiefen Falten um Mund und Augen, die Haut von der Schönheitspflege mit der groben Waschseife rau, rote Augen und eine rote Nase. Mehr konnte ich Gott sei Dank nicht sehen. Aber andere sahen mich, und es war wohl nur ihrer Selbstbeherrschung zu verdanken, dass sie keinen Schreikrampf bekamen.

Als es noch kälter wurde, durfte ich mir auch tagsüber die graue Decke um die Schultern legen. So saß ich dann sechzehn Stunden lang, in die Decke und in meinen Kummer gehüllt.

Eines Tages hörte ich auf dem Gang rasche Schritte, die vor meiner Zellentür haltmachten, Flüstern. Der Schlüssel rasselte im Schloss, ich begann zu zittern, mir wurde übel. Mein Untersuchungsrichter stürmte herein. Hinter ihm wurde die Tür wieder geschlossen.

Er hatte mich einige Tage in Ruhe gelassen, und ich kannte ihn noch nicht sehr gut. Ich wusste nur, dass er ein Mann aus Stahl war, geladen mit ungeheurer Energie und Kraft, die er nur durch seine ebenso große Willensstärke und Selbstkontrolle zu bändigen schien. Er war groß und kräftig, hatte ein breites, braunes Gesicht, ebenmäßige Züge, klare, intelligente braune Augen und 25 kleine, schöne Hände. Mehrere Wochen lang hatte er mich fast jede Nacht verhört. Niemals hatte ich ihn lächeln sehen, niemals hatte sein Gesicht Überraschung, Belustigung, Zweifel, Ärger oder irgendeine andere Regung verraten. Selbst wenn er mich anbrüllte, mich verfluchte oder erniedrigte, blieben sein Gesicht und seine Augen wach-